

Harald Nicolas Stazol

Ich bin gerne Deutscher

Eine Liebeserklärung



Plöttner Verlag
|| ||| | ||||

Harald Nicolas Stazol

**Ich bin gerne
Deutscher**

Eine Liebeserklärung

Plöttner Verlag
|| ||| | |||

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Plöttner Verlag GmbH & Co. KG 2011, Leipzig

1. Auflage

ISBN 978-3-86211-027-8

Satz & Layout: Plöttner Verlag

Foto Umschlag: Marcus Witte

Umschlaggestaltung: Jonas Plöttner

Druck: Inprint GmbH Erlangen

www.ploettner-verlag.de

»Die große Stärke der Narren ist es, dass sie keine Angst haben, Dummheiten zu sagen.«

(Jean Cocteau)

Die Öffentlichkeit! Wie vieler Narren bedarf es, um eine Öffentlichkeit zu ergeben?

(Nicolas Chamfort)

Avant-propos

Lange Zeit konnte ich den Anblick meines Landes nicht ertragen. Nun habe ich hingesehen. Es war Liebe auf den ersten Blick.

Ouverture

Sturm über Hamburg. Einige Gentlemen greifen auf Ölzeug zurück, man sieht orange auf den Straßen, ich selbst habe zu einer Segelhose, beschichtet, von Nautica sinnig entworfen, gegriffen, nach dem Temperatursturz von gestern Abend, der bei einer Vernissage zu niedrigsten Graden führte. Man ging früh, man hatte alles schnell erfasst, Gunnar wollte über Oscar Wilde und Baudelaire sprechen, dieser furchtbar dampfsprechende Fotograf aus Berlin, nun, ich machte einen großen Bogen um ihn, dann nach Hause. Iulia fährt uns, und der Qualitätsleiter von Montblanc ist erfreut über meinen uralten Füllfederhalter, ein »Meisterstück 147« von 1948, komplett mit Metallzylinder, es sei gefärbtes Plexiglas, tatsächlich wird der Schaft durchsichtig, der neue liegt tatsächlich bei sechshundertfünfzig Euro, ich fand ihn tatsächlich bei einem Trödler in St. Georg, nachdem ich ihn, um-

ständige halber auf Hartz IV reduziert, ein Jahr lang umkreist hatte, ich kaufte ihn für hundert.

Wenn ein Berliner fragt, warum wir Hamburg so lieben, hat es wenig Sinn, ihm die Liebe zur See zu erklären. Das kennt er nicht, Meere aus Beton und Glas wohl, hübsch anzuschauen, aber frieren wird die Regierung in ihren Palästen aus Glas und Stahl, wenn das Öl ausgeht. Nun gut. Das preußische Herrenhaus hat ja jetzt auch neue Mieter. Demokraten im Haus meiner Väter. Die Kanzlerin fährt Audi, entnehme ich der *FAZ am Sonntag*, nun, das wusste ich. Ceaușescu auch, das wusste ich nicht, aber Iulia sagt es mir gerade. Dass Schirmmacher in einer Buchrezension das Auswärtige Amt des Schutzes von Naziseilschaften bezichtigt, mit Dokumenten belegt erwähnt, man findet Paraphen, die Usancen Hitlers waren klar erkannt, nun, das ist starker Tobak: Russian Black rauche ich denn auch von Sobranie. Die Kondolenzbücher für Frau Schmidt liegen aus und der Trauerflor am Flaggenmast des Rathauses, vierzig Leute stehen dort um 13 Uhr in der Eingangshalle, ach, ewige Gegenwart Hamburgs. Es ist der Präsenzbestand des Bürgertums, es ist die Toleranz und Eleganz des Hamburger Wesens vielleicht, und nun, nach zwanzig Jahren dort, habe ich mir schon bei einem Spitzen S zugehört, das

ich ganz charmant finde und immer seltener höre. Loki jedenfalls sprach so und eine Großmutter eines Freundes, der nun in Zürich lebt, nachdem Berlin sich auch erledigt hatte. Dort, wo ich vor sechs Jahren in einer gemeinsamen Wohnung mit ihm lebte, Chausseestraße 101, erhebt sich gerade die Baustelle des BND, man fährt geschlagene sechs Minuten daran vorbei, ich hatte den Entwurf gesehen, aber nicht geahnt, wo das hin soll. Es ist interessant, dass es architektonisch dem Reichsluftfahrtministerium gleichkommt, das war der Bau ja nun mal, darf man es sagen? Der Neubau jedenfalls gemahnt an Brazil, er hat sehr viele Fenster, und ich stelle mir an jedem einen Topagenten mit Fernrohr vor, ähnlich den Häusern Schweizer Uhrenmanufakturen wie Audemars Piguet, dort richten die Uhrmacher ihren Blick manchmal auf die Alpen im Vallé du Joux, aber sie bauen eben nur Uhren.

Es blies mir fast die Fenster aus dem Rahmen vorhin, aber wenigstens ist es warm bei mir im sechsten Stock, die Hausverwaltung war gnädig und effizient, aber Kleiderberge und Bücherstapel nehmen langsam überhand, wir wollen nichts beschönigen. Ich habe zwei Wochen aus dem Koffer gelebt nach meiner

Deutschlandreise, die für den Leser dieser Zeilen erst beginnt. Es ist eine Reise durch ein schöner Land (Nein, das ist kein Druckfehler, Anm. d. Verf.).

Man muss sich wohl mit der Geographie abfinden, mit der Topographie, und gemessen an den gottgegebenen Möglichkeiten, haben die Deutschen, wir Deutschen, wohl fast das Beste daraus gemacht. Es ist nur ein Eindruck, und man möge mir dessen Äußerung verzeihen, aber Kant fordert ihn ja, den Gewissensblick, und wer diesen Essay nicht lesen will, dem sei verziehen. Aber schreiben muss ich ihn dennoch. Denn ein Blick auf den Deutschen, nun, ich darf ihn mir wohl erlauben, auch wenn ich auf meinem biometrischen Passbild wirklich aussehe wie ein Gesuchter, naja. Mein Standpunkt hat sich verändert, das Land auch, und mit Erstaunen reagiere ich auf die Erzählung der Cousine meines Verlegers, sie sei mit vierzehn Jahren »Wir sind das Volk!«-rufend den Ring in Leipzig entlang gelaufen – zu einer Zeit, als ich mit Konsumismus und Karrieresucht beschäftigt war. Es schien der einzige Weg zu sein damals, immer bergan, wo doch im Kreis laufen eindeutig sehr viel relevanter war anderenorts, aber auch das konnte ich nicht wissen, damals. Ich hätte es ahnen können nach meiner

ersten Berlinreise, ich glaube, es war 1988, als ich am Schiffbauerdamm an Brechts Bronze stand und auf ein Grauen blickte, grau in grau, das für immer zu gelten schien. Nun gut, man hatte das Wappen über der Bühne rot durchgestrichen, aber das war auch alles. Man hatte mich beim Grenzübergang durchsucht, in einer kleinen, fensterlosen Kammer und in meinem Portemonnaie fand sich eine Quittung von einer Münchner Boutique namens Marx & Mao. Das saß. Ich war bald wieder frei.

Die Betonplatten der Transitautobahnen brachten den Reisebus zum Vibrieren, was durchaus erotisierend gewirkt hatte, ich glaube, das ist das Geheimnis von Sex auf Waschmaschinen, aber ich habe keine Waschmaschine – und der Rest ist Geschichte. Man muss nicht alles preisgeben, finde ich. Es genügt, dass ich schreibe.

Wohl um dem Sturm eine Parallele zu geben, hat die Polizei gestern Abend auf der Reeperbahn eine Demo zusammengespritzt. Ich sage ja, Ölzeug empfiehlt sich. In Frankreich steht gerade die Jugend auf und Sarkozy wackelt. Man will endlich eine Zukunft. Während ein Anstieg des Rentenalters von

Sechzig auf Zweiundsechzig an den Champs Elysées für einen Aufstand sorgt, haben die Deutschen das klammheimlich von der Regierung durchgewunke- ne Rentenalter von Siebenundsechzig stoisch hin- genommen, das wohnt ihnen wohl inne. Aber ein Intellektueller kann schwer in Rente gehen. Es man- gelt an Bildung im Lande und die Integrationsde- batte wird uns wohl weiter begleiten. Schön ist das nicht. Aber eins kann ich dennoch sagen: Ich bin gerne Deutscher.

Es hat mich lange Zeit gekostet, und der Weg war nicht immer angenehm. Aber wenn ich etwa sehe, wie die Weltwirtschaftskrise fast spurlos an einem Wirtschaftsmotor vorbeigeht, der auch die Wieder- vereinigung nur mit einem kurzen Stottern und zwei Fehlzündungen überwand, wie der Mut nicht sinkt trotz täglicher Tagesschauen des Inhalts »Das Land ist im Arsch, schönen Gruß, Ihre Kanzlerin.«, wenn ich das Lächeln eines Busfahrers sehe, während man hektisch nach Kleingeld fahndet, dann sehe ich eine gewisse Schönheit des Arguments. Die will ich gerne ausführen, wenn beliebt.

Natürlich schreibt sich das so leicht vor sich hin. Gerne Deutscher sein. Ich sitze neben meiner Muse

und wir gucken *10000 B.C.* Und der Muse fällt auf, dass die DVD-Ländereinstellung Österreich sein muss, aber es schließlich um Deutsch geht, das den Ösis gewissermaßen großmütig überlassen wurde, und sie gehen ja auch gut damit um, aber an Thomas Bernhard traue ich mich nicht heran, obwohl er mir von verschiedenen Seiten ständig anbefohlen wird – ich kann mich seiner nicht anbequemen. Wien schät- ze ich sehr, und einen Seitenblick auf unsere alpinen Nachbarn hat man als gebürtiger Bayer »in der Mül- li«, wenn man so will. Ich mache Espresso im Akkord und telefoniere viel, das musste man als Journalist, und als Essayist tut man es noch viel mehr – ich stelle mir einen Essayisten vor, der man immer nur anstreben kann zu sein, aber ein Sein ist es nie, ähn- lich, wie man immer strebt, the perfect gentleman zu sein. Nun gut, ich bemühe mich, mühe mich redlich. Mein in Wismar beim Antikhändler gefundener grün- er Tourmalin, genaugenommen ein Elbaist, soll, so habe ich mit Erstaunen erfahren, die Muse beflügeln. Es ist auch schön, Deutscher zu sein.

Nicht sehr natürlich, wenn sich die Masse verletzt an sich selbst, wogende Leiber zu lauten Klängen, es scheint, die Tanz- und Musikrituale der Adolescence auch bei den Massai haben sich eigentlich ganz gut

gehalten. Eine Vermutung, aber sie hat eben auch die Schönheit des Arguments.

Und eins noch. Man möge mich widerlegen. Aber bitte nicht anonym und mit Hass-Mails. Man muss mich nicht lesen. Aber amüsant wäre es wohl.

Nun sieht die Muse *Die Muse*, ein amerikanisches Movie mit Dialogen wie »Papa, was ist ein Humanist?« – »Jemand, der niemals den Oscar gewonnen hat.« Ich bin bester Aufstellung, ein Stück Sachertorte hat das Übrige getan. Nur die Hausverwaltung hat aus irgendwelchen Gründen kein Reinigungspersonal mehr. Hector Kirschtal, mein Nachbar, erwartet, dass ich das Entrée aufwische. Ich soll jaja sagen, urteilt die Muse. Hector ist der Superdeutsche, glaube ich.

Wir, die Muse und ich, wechseln auf *Coco Chanel* und lachen gemeinsam darüber, dass sie sagt, ich rede, wenn ich etwas zu sagen habe. Ich bin glücklich. Ja, Deutscher sein ist auch ein großes Glück. Aber stolz darauf sein, nun, das kommt nicht in Frage, und wenn man die Wogen des Glücks in Deutschland durch die Phasen relativiert, zu denen

man nicht soooooooooo gerne Deutscher ist, darf man eben sagen, ich bin es gern. Außerdem klingt gern so unaufgeregt, so sanft, ich bilde mir ein, fast rein. Und Reinheit, nun, sie ist ein Gefährliches, wenn sie in die falschen Hände gerät. Darum ist es mir bang manchesmal um mein Deutschland. Ohne gleich in Heine zu geraten.

Der Jupiter entfernt sich gerade wieder von der Erde, Mitte August war er unserem Planeten so nah, wie erst wieder 2022, zeitweise war er der hellste Stern am Himmel. Was man auf der letzten Barkassenfahrt der Saison nicht glaubte. Ich hatte es aus der *New York Times*, nun, eine Art Directorin zückte ihr iPhone mit einem »App« für den Sternenhimmel, dann gab sie mir recht. Ich kann nicht fassen, dass einige Menschen auf das Display ihres Telefons eher blicken als an das Firmament. Gott hat schwere Zeiten vor sich. In *Super Size Me*, gestern im Ersten gesendet, erkennen die Kinder Ronald McDonald eher als Jesus Christus.

Wir sehen inzwischen *Gandhi*, die Muse zeigte mir eine Verarsche von Britney-Fans, die auf Youtube vierunddreißig Millionen Nutzer hatte, mir völlig unbekannt bis zu diesem Moment, auch das liebe

ich an ihr, nun ist es gesagt. Dass Amis aber wirklich etwas seltsam sein können, sehe ich an meinem alten New Yorker Freund Ted Shields, der, als ich ihn frage, ob man den Koran verbrennen darf oder muss, wie einer der Provinzprediger seines Landes ankündigt, antwortet er: »What is a Quran?« Und dass ein Club in der 56th Street Einjähriges hat, da müsse er wirklich hin. Gandhi wird als kleiner, brauner Mann beschrieben nach seinem Tod, bemerkt die Muse, und ich glaube, die Bezeichnung stammt von Winston Churchill. Aber solches Wissen interessiert heute nur wenige. Den Mann zum Beispiel, der mich am Eingang zur U3 von hinten anbrüllte, ich solle ihm jetzt gefälligst eine Zigarette geben? Ich gehe weiter die Treppe hoch, er schreit noch einmal, bis ich mich umdrehe und schreie »Leave me alone!« – und es ist Ruhe. Ich wundere mich darüber, dass viele Deutsche fast alles Englische, eigentlich US-Amerikanische, für bare Münze nehmen – vor allem, wenn man es im Befehlston äußert. Ein scharfes »Belästigen Sie mich nicht!« genügt oft nicht. Das einzige, was half, als sich in einer Galerie eine alternierende Primaballerina halbstundenlang an meinem Arm klammert (Ich habe – oh Graus – diese Wirkung auf Frauen.), sind die Worte »Ich werde erwartet.«, mei-

ne rhetorische Hiroshimabombe sozusagen, aber sie hilft auch nicht immer. Es ist eben auch etwas anstrengend, Deutscher zu sein.

Angesichts des gewaltlosen Protests im Film – die Muse fragt übrigens, wieso man ihn nicht auch am Abendgymnasium zeigt, ich sah ihn vor zwei Jahrzehnten im Unterricht – frage ich mich wieder einmal, warum eine alleinerziehende Mutter aus Mümmelmannsberg auf Hartz IV nicht mal einen Pflasterstein in die Auslagen des Neuen Wall wirft, einfach, weil die Preise der dort angebotenen Luxuswaren schlicht obszön sind im Verhältnis zu ihren vielleicht fünf Euro mehr. Ich denke an die Schlafsäcke vor dem anderen Konsumtempel Hamburgs, dem »Saturn« (ausgerechnet): Während drinnen rudelhaft Unterhaltungselektronik angeschafft wird, die keiner braucht, liegen sie draußen vor der Fassade und frieren. Neulich, in der DVD-Abteilung, piepste mein Sony-Satio-Phone und wollte mir den Trailer von *Karate Kid* draufladen, das hat schon die Dimension der personalisierten Werbung wie im Hollywood-Sci-Fi-Streifen *Minority Report* – das ginge dann so: »Harald Nicolas«, sagt dann so ein interaktives Plakat, »Die Krawatte von Gucci hat dir neulich doch so gut ge-

fallen – unbedingt die neue Kollektion angucken...«
– Voraussetzung ist natürlich ein gut gefülltes Bankkonto, sowas, was heute ja kaum noch einer hat. Ich bin sicher, dass der soziale Unfriede in Deutschland in dem Maße wachsen wird, in dem auch die sozialen Ungerechtigkeiten zunehmen. Ich traf einen Hamburger Milliardär, der die Revolution quasi täglich erwartete, noch zu seinen Lebzeiten. Zur Zeit sähe es noch nicht danach aus, »aber es kann über Nacht passieren«, sagte der alte Herr. Ich werde die weitere Entwicklung mit Interesse beobachten.

Phelize, ein junger Freund, der darauf besteht, ganz hanseatisch, hier nicht genannt zu werden, erzählt, dass ein gewisser Sven Marquard, tätowiert bis ins Gesicht, der mächtigste Mann Deutschlands ist. Er macht im Berghain die Tür, aber seine Freunde nennen ihn den »Selecteur«, ein Wort, zumindest *débatable*, auch Phelizes Vater ist über die Wortwahl entsetzt. Selekteure in Deutschland, soweit muss es offenbar wieder kommen, ich hoffte, solches nicht mehr zu erleben. Phelize meint, wie die Jungs eigentlich rumliefen. Wir sehen noch einmal die Buddenbrooks, der schönen »Anzihsachen wegen«. Dönergefüttert seien sie, die Jungs, »wie die letzten Kanaken«,

so redet die Jugend nun mal, das sollte Sarrazin mal hören, aber ich konnte dem Gefräßigen noch nie viel abgewinnen. Schon die Muse echaufferte sich gestern über das »All you can eat« bei einem Brasilianer, für siebenundzwanzig Euro, die müsse man ja dann auch auffressen. Phelize trägt sich mit dem Gedanken, seiner Angebeteten eine Kette aus dem Haar ihres Pferdes, ihres Hundes und seiner Blondheit zu werken – blüht da nicht die blaue Blume? Tief beeindruckt hat er mich aber schon vor Monaten, als er mich fragte, warum er im Religionsunterricht seine Ansichten über Gott öffentlich kundtun müsse, um gute Zensuren zu erlangen. Zudem warnt er mich auch – ganz Sohn Hamburgs – inständig, nicht zu viel Geld auszugeben und meinen Favoriten nicht allzu viele Aufmerksamkeiten zukommen zu lassen. Phelize kam mit Croissants zum Frühstück, auf ihn ist Verlass – ich hoffe immer noch, seine Eltern verzeihen mir, dass ich den an seinem neunzehnten Geburtstag irrtümlich verabreichten Wodka ihrem Rosenbeet überantwortet habe. Es wird nicht wieder vorkommen, aber man sah an jenem Sommerabend großbürgerlich darüber hinweg, wofür ich dankbar bin.

In *Switch Reloaded* lehnt ein Migrant den so heißersehten Türsteherjob ab, »Wegge de krasse Arbeits-

zeiten, acht bis fünf Uhr morgens, sechs Stunden...« – er kann offenbar nicht mal rechnen! – von solchem Geist sind die deutschen Selekteure. Und die Wenigen, die es nicht sind, sind mir bekannt, und sie dienen nicht selten der öffentlichen Ordnung. Einen Korkenzieherangriff eines besinnungslos-betrunkenen Freundes auf einen Türsteher habe ich erleben dürfen, er hatte Glück, auf der Tanzfläche von den Sicherheitsleuten nicht sofort vermöbelt zu werden – die Reeperbahn wird wochenends immer brutaler, ich meide sie längst.

Ich finde das Land in prekärer Situation. Die Senioren ruinieren uns in Kaffeefahrten oder dummen Bankengeschäften, man hält die Nachfolgeneration hin, man blockiert, wo man kann, die Szene gleicht ein wenig der Stefan Zweigs in *Die Welt von Gestern*, in der er davon schreibt, dass junge Männer in führenden Positionen unmöglich sind, man stattdessen kahle, wohlbeleibte Männer vorzog. »Lasst wohlbeleibte Männer um mich sein.«, sagt Cäsar bei Shakespeare, und was man davon hat, ist Geschichte. Unter den Linden stellt Mercedes Benz einen Flügeltürer im Wert von 880.000 Euro einem immer mehr verarmenden Volke vor, das bitter lernen muss, dass mit dem Konsum

eben nicht gleich das Glück ins Haus kommt. Man trägt kaum noch Kleidung im Fernsehen. Ich habe gehört, dass beim Brand des Moskauer Fernsehturms durch den Ausfall der Sender in ganzen Stadtvierteln Mord und Totschlag ausbrachen. Soeben beobachtete ich zwei Gören mit ihren Schuhen auf den U-Bahn-sitzen. Ein anderer Passagier nahm sich ihrer Zurechtweisung an. Deutschland hat zur Zeit etwas Nervöses, ja, einem Rennpferd gleich, das zu Unvorstellbarem in der Lage ist, wenn nur der Boden schwerer wäre – nein, Herr von oder zu Guttenberg, Sie sind kein Jockey. Ein Jockey weiß, wann das Rennen vorbei ist. Ich kenne einige gute, seien Sie versichert, und ihr Rennen ist vorbei. Der Zieleinlauf wurde von der Rennleitung für ungültig erklärt. Ich werde auch Ihre Karriere mit Interesse verfolgen. Akademische Grade wie Wurstwaren zu behandeln – dazu gehört schon Chuzpe, Herr Baron! Wenn das Schule macht, kann ich bei Ihnen ja noch was lernen. Von Snob zu Snob.

Deutschland kann der Himmel auf Erden sein, diese Caprice des dieux, dieser wunderbare Gedanken, ein grauenvoller Irrtum dennoch dem anderen folgend, Mephistopheles im Chor der Staaten, der Geist, der stets verneint.

Ich rauche am Fenster, Phelize hat Asthma, schon mein Papa sagte, ich wäre völlig perfekt, wenn ich aufhörte zu rauchen, die Zigarettenspitze hielt er in Ingolstadt für unpassend, sie sei nicht comme il faut. Ich schlage im vor, ein Hirschleder-Trachten-Outfit bei Lodenfrey zu erwerben, damit ich eher ins lokale Kolorit eingehen kann, aber wir nehmen dann doch Abstand.

Vodafone ist ein Halsabschneiderverein, darin stimmen Phelize und ich überein. Er hat das neue iPhone G4 samt Vertrag bestellt, nur dass das Phone nicht kam und er den Vertrag nicht kündigen kann, immerhin siebzig Euro kostet das monatlich, für einen Neunzehnjährigen ein hübsches Sümmchen: »Vodafone wirbt mit Sachen, die sie gar nicht einhalten können.«, diktiert mir der Geschädigte in den Block. Mich hat Vodafone auch abgezockt, als ich in meiner Manie maniert Gott und die Welt angerufen habe, niemand hat mich damals gewarnt oder beschützt, erst mein Anwalt hat alles geregelt.

Weitere Informationen zum Autor, zu den Büchern und über den Plöttner Verlag finden sie unter folgenden Links:

Plöttner Verlag
| | | | | | | | | |

